

Otto Friedrich Bollnow

Besprechungsaufsatz:

Hans Lipps, Die Verbindlichkeit der Sprache*¹

I.

Als von *Hans Lipps* gegen Ende des Jahres 1941 das Buch über „Die menschliche Natur“ erschien und man daraus erst die volle Weite seines Philosophierens ermessen konnte, dessen andere Richtung wenige Jahre vorher in den „Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik“ (1938) zum Ausdruck gekommen war, da war der Verfasser selber schon in Rußland gefallen, und man mußte sich mit dem Gedanken abfinden, daß von seiner Seite aus eine Fortführung des von ihm so bedeutsam begonnenen philosophischen Grundansatzes, den ich an anderer Stelle als eine besondere „zweite Phase der Existenzphilosophie“ zu zeichnen versucht habe², nicht mehr zu erwarten war. Um so mehr mußte sich da die Aufmerksamkeit den an die verschiedensten Stellen zerstreuten Aufsätzen zuwenden, die den Weg verdeutlichen, der zu den Ergebnissen dieser beiden letzten Bücher hinführte, und die zugleich das in ihnen entwickelte Bild ergänzen und an einzelnen Stellen sogar darüber hinausführen konnten. So mußte sich damals sogleich der Plan einer Ausgabe seiner gesammelten Schriften bilden. Es werden im ganzen zwei Bände werden. Der eine, der die Arbeiten über den Menschen und die Natur vereinigen und so das Buch über „Die menschliche Natur“ ergänzen sollte, ist leider bei einem Luftangriff vernichtet worden. Der andere Band, der die Arbeiten zur Logik und Sprachphilosophie umfaßt und der in einem ähnlichen Verhältnis wechselseitiger Ergänzung zu den „Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik“ steht, ist kurz vorher unter dem Titel „Die Verbindlichkeit der Sprache“ erschienen. Der Titel bezeichnet nicht das Ganze, sondern wiederholt die Überschrift eines der letzten Aufsätze, aber er verdeutlicht am Beispiel treffend die Richtung des Ganzen. Die Verbindlichkeit der Sprache ist das Problem, das sich immer stärker als der beherrschende Mittelpunkt wenigstens der einen Seite seines Philosophierens ausbildete.

Die Ordnung der Aufsätze ist im wesentlichen zeitlich, aber mit der einen größeren Umstellung: die frühen Aufsätze, die von den Anfängen bis zu den „Untersuchungen zur Phänomenologie der Erkenntnis“ (1927 und 1928) führen, sind an die zweite Stelle gerückt. Voran geht die zweite, umfangreichere Reihe der Arbeiten, die von dort bis zu den eingangs genannten beiden letzten Büchern führen. Die Gründe für diese Umstellung waren wohl im wesentlichen äußerlicher Art. Die Stücke, in denen sich *Lipps* erst zu seinem eigensten Wesen durcharbeitet, treten zurück, und die anderen, in denen sich sein Philosophieren im [689/690] Zustand der vollen Entfaltung offenbart, bestimmen von Anfang an den Eindruck. Unter diese Reihe konnten noch die beiden bisher ungedruckten, aber doch abgeschlossenen Aufsätze „Objektivität, Allgemeingültigkeit und Voraussetzungslosigkeit in der Wissenschaft“ und „Kausalität“ aufgenommen werden. Andere kürzere und von *Lipps* selber wohl als vorbereitende Notizen betrachtete Aufzeichnungen sind in einem dritten Teil unter dem Titel „Bemerkungen“ hinzugefügt und enthalten mancherlei Ergänzungen zu dem fertigen Text der

* Erschienen in der Zeitschrift "Die Sammlung", 1. Jahrg., 11./12. H., Aug./Sept. 1946, S. 689-699. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Hans Lipps, Die Verbindlichkeit der Sprache. Arbeiten zur Logik und Sprachphilosophie, durchgesehen u. herausgeg. von Evamaria von Busse. Frankfurt a. M. 1944.

² Blätter für Deutsche Philosophie, 16. Bd. 1942, S. 393.; vgl. Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie, Bd. 8 1942, S. 229.

Aufsätze, die bei Lipps' Art, immer wieder von einem neuen Punkt aus neu anzusetzen, einen nicht weniger bestimmenden Teil des Gesamtwerkes ausmachen als die fertigen Aufsätze. Auch die Aufteilung auf die beiden Bände war nicht ohne Schwierigkeiten durchzuführen, so wie dieses ganze Philosophieren ja aus einer einheitlichen Mitte einheitlich hervorgewachsen ist und alles Einzelne überall eng miteinander zusammenhängt. Zusammen werden die beiden Bände das Gesamtwerk *Hans Lipps'* mit Ausnahme der genannten abgeschlossenen Bücher in der wünschenswerten Vollständigkeit enthalten. Fortbleiben mußten dabei die Besprechungen, obgleich diese bei seiner unmittelbar zugreifenden Art vieles von seinem eigensten Denken mit enthalten. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß die Herausgeberin in ihren verhältnismäßig ausführlichen Anmerkungen die Gelegenheit benutzt hat, außer den notwendigen Angaben über Entstehung und frühere Veröffentlichung, zugleich aus einer umfassenden Kenntnis des Gesamtwerkes heraus, sorgfältige Verweise auch auf die sonst nicht aufgenommenen Schriften anzubringen und einiges Wichtige noch im Wortlaut einzufügen, was die Ausführungen des Textes in schöner Weise ergänzt, wie überhaupt die verständnisvolle Arbeit der Herausgeberin besonders herausgehoben zu werden verdient.

Seinen Grundansatz auf dem logisch-sprachphilosophischen Felde hat Lipps in einem schon verhältnismäßig frühen Zeitungsaufsatz „Die Aufgaben der Logik“ (S. 193 ff.) glücklich herausgearbeitet. Er spricht hier von einer „philosophischen Logik“, später, in dem schon genannten Buchtitel, von einer „hermeneutischen Logik“ und stellt diese der überlieferten „formalen Logik“ gegenüber. Beide Zweige sollen einander nicht ausschließen. Auch der formalen Logik wird ihr Recht zugebilligt, nur erscheint ihre Aufgabe nicht als im eigentlichen Sinn philosophisch, und darum wird eine neue philosophische Disziplin gefordert, die ihren selben Stoff noch einmal in einer neuen und radikaleren Weise bearbeitet. Die formale Logik betrachtet die logischen Zusammenhänge als eine fertig vorliegende Gegenständlichkeit, deren innere Systematik und Eigengesetzlichkeit es zu erforschen und darzustellen gilt. Die hermeneutische Logik aber greift tiefer, indem sie diese Welt der logischen Formen vom menschlichen Leben her zu begreifen sucht, aus dem sie hervorgegangen ist und in dem sie eine bestimmte Funktion zu erfüllen hat. Das bedeutet den Rückgang von den fertigen logischen Formen auf die konkrete Situation des Sprechens, um sie von hier aus verständlich und durchsichtig zu machen. Schon in diesem ersten Ansatz ist enthalten, daß die Logik, wie es ja auch der griechischen Herkunft des Wortes entspricht, mit der Sprachphilosophie zu einem einheitlichen Ganzen verschmilzt. Die logische Seite dieses Zusammenhangs soll hier nicht weiter verfolgt werden, sondern das Augenmerk auf die sprachphilosophische Seite gerichtet bleiben, insbesondere auf diejenigen letzten Arbeiten, die in der „hermeneutischen Logik“ entwickelten Gedanken nach bestimmten Richtungen weiter durchführen. Es sind dies vor allem die Aufsätze über „Metaphern“ (1934), „Sprache, Mundart und Jargon“ (1936), „Bemerkungen über das Versprechen“ (1937) und „Die Verbindlichkeit der Sprache“ (1938), zu denen noch ergänzend die frühere Arbeit über „Wortbedeutung und Begriff“ (1930) treten kann. [690/691]

II.

Im Mittelpunkt der ganzen Erörterungen steht das Phänomen, das Lipps als die „Potenz des Wortes“, d. h. die in ihm gelegene innere Mächtigkeit bezeichnet. Er wendet sich damit schon im ersten Ansatz gegen die überkommene Anschauung, als handle es sich im Wort um ein Zeichen, das als etwas Nachträgliches auf eine schon vor ihm und unabhängig von ihm vorhandene Gegenständlichkeit bezogen ist. „Der Eingang in die eigentlichen Probleme der Sprachphilosophie, d.h. die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Sprache und Begriffsbildung ist von vornherein verbaut, wenn das Wort in den umfassenden Zusammenhang des

Zeichens oder gar des Symbols eingeordnet wird“ (S. 34 f.). Hier wäre das Wort etwas Sekundäres, etwas Abgeleitetes, das in einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis zu dem in ihm Bezeichneten steht, aber das nicht seinerseits eine Wirkung darauf ausübt. Demgegenüber will die Rede von der Potenz, von der inneren Mächtigkeit des Wortes den Einfluß bezeichnen, durch den das Wort seinerseits gestaltend auf die Welt einzuwirken imstande ist. Die Art der Macht, die ein Wort so haben soll, ist freilich schwer zu begreifen, wenn man auf der einen Seite nicht in „primitive“ Denkformen von der magischen Kraft des Wortes zurückfallen und auf der anderen Seite nicht vom aufklärerischen Gesichtspunkt aus dies Phänomen ganz leugnen will. Mit dieser Aufgabe, die Potenz des Wortes sichtbar zu machen, setzt sich Lipps ein Ziel von schier unüberwindbar scheinenden Schwierigkeiten, für das es auch kaum irgendwelche brauchbaren Vorarbeiten gibt, das aber auch in die tiefsten Untergründe des Menschseins hinabreicht. Alles kommt zunächst darauf an, die Enge der überkommenen Auslegungen zu sprengen, um zuerst einmal das Phänomen in seiner vollen Ursprünglichkeit in den Blick zu bekommen. Dazu dienen die verschiedenartigen Betrachtungen, in denen Lipps zu scheinbar so weit vom Mittelpunkt sprachphilosophischer Überlegungen abliegenden Erscheinungen ausholt, wie es Fluch und Versprechen, Sprichwort und Redensart und dergleichen sind. Aufgabe der Betrachtung muß es dann sein, den gemeinsam verbindenden Faden dieser verschiedenenartigen Betrachtungen herauszuheben, in denen sich vielleicht überhaupt die tiefste Problematik offenbart, zu der die Lippssche Sprachphilosophie vorgedrungen ist.

Da ist zunächst das Versprechen. Im Versprechen gebe ich „mein Wort“. Ist diese Redewendung nun eine sprachliche Zufälligkeit oder kann ich von dem „Wort“, das ich gebe, etwas über das allgemeine Wesen des Wortes erfahren, wie es Gegenstand der Sprachwissenschaft ist? Offenbart sich im gegebenen Wort ein allgemeiner Wesenszug der Sprache? In diesem Sinn fragt Lipps in einer der Abhandlungen nach dem Wesen des Versprechens. Ein gegebenes Versprechen ist zunächst nicht einfach eine „Willenserklärung“, wie es die Juristen anzusehen geneigt sind (wo dann der Wille das Erste und das Versprechen das Zweite wäre). Man erkennt es am besten daraus, daß der Bruch des Wortes etwas anderes ist als eine Änderung des Willens, welche letztere vielleicht auch ein Zeichen einer gewissen Unbeständigkeit ist, aber doch ohne den Makel, der dem Wortbruch anhaftet. Im Wort lege ich meinen Willen allererst fest, und zwar so, daß ich später „beim Wort genommen“ werden kann. Und indem ich gerade dann mein Wort gebe, wo ich nichts anderes in die Waagschale zu werfen habe, sondern verlange, daß man mir „aufs Wort glaubt“, gewinnt das Wort eine „unverhältnismäßige Bedeutung“ (S. 99). Das Wort verlangt, von mir gehalten, d. h. erfüllt zu werden, und Erfüllung bedeutet, daß das im Wort Bezeichnete dann schrittweise verwirklicht wird. Das Wort ist hier also das Ur- [691/692] sprüngliche und die Erfüllung das Nachfolgende. Durch das Wort geschieht also etwas, was dann die Wirklichkeit bestimmt. Und insofern spricht Lipps auch hier schon von einer Potenz des gegebenen Wortes. Der Versprechende selber verwandelt sich im gegebenen Worte, indem er unter seiner Ausrichtung sich selber ergreift und so aus dem unbestimmt-uneigentlichen Untergrund des Lebens ein eigentliches Sein heraushebt, in dem es dann erst die Möglichkeit der Treue – wie der Untreue – gibt. Aber schließlich ist es hier nur das eigene Sein, auf das die sogenannte Potenz des Wortes einwirken soll, und darum ist hier der Rückbegriff auf diesen Begriff vielleicht noch gar nicht erforderlich. Ob es sich hier um eine vom bloßen Entschluß verschiedene spezifische Wirkung des Wortes als Wort, d. h. ein eigentlich sprachliches Phänomen handelt, kann erst durch die Erhellung von den anderen Seiten her deutlich gemacht werden.

Da ist weiter z. B. der Fluch. Auch ein Fluch – gesetzt zunächst einmal, daß die hierin zum Ausdruck kommende Weltauslegung richtig sei – geht in Erfüllung, so wie das gegebene

Wort erfüllt worden muß, nur daß die Erfüllung hier dem Menschen aus der „äußersten“ Wirklichkeit entgegentritt. Mit dem Begriff der Erfüllung ist der verbindende Zug bezeichnet, der diese andere Erscheinung wichtig werden läßt. Auch beim Fluch handelt es sich nicht um eine Prophetie oder irgendeine andere Form der Voraussage, die vom Wissen um die kommenden Ereignisse ausgeht, denn diese setzen einen von ihnen unabhängigen Ablauf des Geschehens voraus, zu dem sie sich erkennend verhalten. Ein Fluch aber bringt das kommende Ereignis von sich aus hervor. Ein Fluch geht in Erfüllung, nicht insofern er richtig wäre, wie eine Prophezeiung, sondern indem er durch seine eigene Kraft die kommenden Ereignisse in seinen Bann zwingt. Hier hätten wir ein eindrucksvolles Beispiel für die zur Rede stehende Potenz des Wortes. „Wahr zu werden, sich zu erfüllen, wird hier in die Kraft des Wortes selber gesetzt“ (S. 118). Aber auch dieses Beispiel hat seine Schwierigkeiten, die wiederum von anderen Seiten anzusetzen verlangen. Denn gibt es in Wirklichkeit überhaupt eine solche Gewalt des Fluches? Ziehen wir hiermit nicht ein Beispiel aus dem Aberglauben heran, um damit eine für uns verbindliche Erkenntnis zu begründen? Offensichtlich handelt es sich im Fluch um eine Erscheinung des magischen Weltbildes, das mit mancherlei anderen Zügen als „Aberglaube“ in die tieferen Schichten des heutigen Bewußtseins hinabreicht. Dahin gehört das „Berufen“ eines Wesens durch die Nennung seines Namens, die Gewalt, die hier schon der bloße Name ausübt. Die Sprache hat auch hier eine Art Zauberkraft. Aber mit dieser Auskunft ist das Problem nicht beseitigt, denn in dem, was im primitiven Weltbild als Fluch usw. ausgelegt wird, scheint doch echte Wirklichkeit ergriffen zu sein, tiefer sogar, als es in der herkömmlichen Auslegung möglich ist, und es fragt sich nur, wie sie in unserem andersartigen Weltbild angemessen beschrieben werden kann.

Das zwingt, noch einmal von vorn auszuholen. Zur vollen Wirksamkeit des Fluches gehört es offenbar, daß der Verfluchte selber den Fluch vernimmt. Es gehört zu ihm darum auch eine besonders eindrucksvolle, feierliche, an die magischen Zeremonien erinnernde Art, wie er verkündet wird. Er wirkt dann wie eine Drohung, die den Verfluchten in ihren Bann zwingt. Man könnte versucht sein, den Fluch als eine Art von hypnotischem Zwang zu deuten, der, wie eine Schlange ihr Opfer den Verfluchten zwingt, sein Schicksal zu erfüllen, gerade indem er es abzuwenden versucht. Aber hiermit würde wiederum die eigentümliche, gerade im Wort liegende Potenz nicht getroffen, obgleich es irgendwie schon in richtiger Richtung zu liegen scheint. Es scheint ganz allgemein in der [692/693] Macht zu liegen, die das Geformte über das Ungeformte ausübt und der dieses nicht widerstehen kann. In dieser Weise beeinflußt schon das bloße Aussprechen eines Tatbestandes die Wirklichkeit in einer Art, die nicht wieder rückgängig gemacht werden kann. Ich gebe ein einziges, äußerlich gewähltes Beispiel, das diese nicht wieder zu beseitigende Wirkung des gesprochenen Wortes verdeutlichen soll: Nach einer akademischen Festrede verglich ein Freund im abschätzigen Sinn den mimischen Ausdruck des Redners mit einem alten Krokodil. Der Vergleich war ungemein treffend. Wirklich vorhandene, aber begrifflich gar nicht recht ausdrückbare Züge waren darin ins Negative gewandt. Ich wäre nicht im entferntesten auf diesen Vergleich gekommen, aber nachdem er einmal ausgesprochen war, habe ich mich ihm nie wieder entziehen können. Der betreffende Mensch blieb darin vernichtet. Auch wo ich mich später dagegen zu wehren versuchte, blieb das Verhältnis zum anderen Menschen, mit dem ich nicht näher, aber doch gelegentlich zusammentraf, durch die unentrinnbar so geleitete Richtung des Sehens und Auffassens gestört. Die sprachliche Formulierung bedeutete also schon als solche einen Eingriff in die Wirklichkeit der nicht wieder rückgängig gemacht werden konnte. Das schlichte einfache Sehen blieb durch die einmalige sprachliche Auslegung dauernd gebunden. Ebenso schafft ja auch jede Beleidigung einen die Wirklichkeit dauernd verändernden Tatbestand, der durch keinerlei Bedauern wieder aus der Welt zu schaffen ist und der darum nach alten Ehrbegriffen nur durch Blut abgewaschen werden konnte. In entsprechendem

Abstand mag dies etwas von der Wirksamkeit des Fluches verdeutlichen. Durch das geprägte Wort ist das Verhältnis zur Wirklichkeit in einer ganz bestimmten Weise festgelegt und kann nun nicht mehr verrückt werden, es sei denn durch die entgegenstehende Wirkung eines kräftigeren Wortes, und insofern gewinnt das Wort nun in der Tat eine eigentümliche Macht über die Wirklichkeit.

Hier war das Wort für diesen besonderen Fall besonders geprägt, als das von diesem bestimmten Menschen gegebene Versprechen, als der gegen diesen bestimmten Menschen gerichtete Fluch. Es ist das einmalige Wort, für das es erforderlich ist, bei einer ganz bestimmten Gelegenheit gesprochen zu sein. Aber in ähnlicher Weise vermag auch das Wort zu wirken, wo es zum beweglichen Bestandteil der fertig geprägten Sprache geworden ist. Am besten hält man sich auch hier zunächst an Beispiele, die den bisherigen Fällen nahestehen. Da gibt es z. B. das Schlagwort, das für die eigentümliche Wirksamkeit des Wortes besonders bezeichnend ist. Auch das Schlagwort zwingt den Menschen in seinen Bann, und doch ist seine Wirkung ganz anders als die etwa eines Fluches. Es erfaßt den Menschen nicht geradezu, sondern indem es ihn gewissermaßen von hinten her überlistet. Zum Schlagwort gehört es, daß es dem Menschen glatt eingeht. Schlagworte, wie jene oft gehörten von „Deutschland erwache!“ und „Kanonen statt Butter“, setzen den Menschen in einer Weise in Tätigkeit, daß er sich an einer idealen Zielsetzung berauscht, während in Wirklichkeit in ihm nur eine dumpfe Triebhaftigkeit entfesselt wird. So spüren wir hier die Wirksamkeit des Wortes gerade ins Gefährliche gewendet. „Die erschließende Kraft des Wortes verkehrt sich hier zur verdeckenden, ihn von den Dingen abdrängenden Macht“ (S.116).

In ähnlicher und doch wieder anderer Weise begegnet diese Art der Wirkung auch im Sprichwort und in der Redensart. Das Wesentliche des Sprichwortes scheint in der Bildhaftigkeit zu liegen. Von da her leuchtet es ein. Aber diese Bildhaftigkeit des Sprichwortes liegt doch nur im ersten Anschein und löst sich bei genauerer Betrachtung auf (denn wo ist der „Mund“ der Morgenstunde? wo sind die „kurzen Beine“ der Lügen?). In Wirklichkeit ist es nur der Schein der [693/694] Anschaulichkeit, der den Sprichwörtern ihre oberflächliche Plausibilität gibt. „Der im Sprichwort verdichteten Lebenserfahrung wird eine empirische Begründung unterspielt“ (S. 75). Und bei den Redensarten vollends (wie: Oberwasser bekommen, die Flinte ins Korn werfen usw.) ist die Bildhaftigkeit schon so weit abgeblaßt, daß sie meist gar nicht mehr anschaulich erfüllt werden kann. Ihre (fragwürdige) Wirkung liegt darin, daß mit einem plausibel klingenden Scheinverständnis etwas abgetan wird. Ihre Leistung liegt in der „beiseiteschiebenden Bündelung“ (S. 205). Sie erledigen etwas, ehe es anfängt, zur beunruhigenden Frage zu werden. Sie halten die Frage nieder und insofern offenbart sich hier an dem besonderen Fall, was zugleich tief das ganze Wesen der Sprache bestimmt: die Gefährlichkeit des Wortes, das nicht nur zu offenbaren, sondern auch zu verbergen und aus dem Wege zu räumen, den Menschen in einem gedankenlosen Dahinleben einschläfern kann. Die Sprache, „der Güter gefährlichstes“ (*Hölderlin*), erblaßt zum wesenlosen „Gerede“. (*Heidegger*), das gerade in seiner Wesenlosigkeit unerhört wirksam ist.

Der zersetzenden Wirkung der letzten Beispiele stehen aber entsprechende aufbauende Wirkungen gegenüber. Das Sprichwort weist hinüber zum Spruch, etwa dem Wahlspruch, den der Mensch sich selber gegeben hat, oder auch zum Spruch, der ihm (wie im Konfirmations-spruch) von außen aufgegeben ist und unter den er dann sein Leben stellt. Heute haben diese Dinge viel von ihrer ursprünglichen Wirksamkeit verloren, die sie vor einer Generation noch gehabt haben. Auch der Wahlspruch ist mehr als der Ausdruck eines Wesens und auch mehr als ein bewußt gesetzter Zielpunkt des Wollens: Der Mensch verschmilzt vielmehr so mit

seinem Spruch, daß die Prägung des Wortes sich in die Prägung seines Wesens umzusetzen strebt.

In ähnlicher Weise gilt dies auch vom Dichterwort, wo es sich als Zitat einen Platz im Leben des Volkes geschaffen hat. Auch diese Erscheinung hat heute vielleicht nicht mehr die Wirkung, die sie noch vor wenigen Jahrzehnten gehabt hat, ist aber noch lebendig genug, daß wir ihr eigenständliches Wirken spüren können. Gewiß gibt es auch hier vielerlei verschiedene Möglichkeiten. Vieles ist eingegeben zum namenlos gewordenen Sprichwort. Vieles ist nur ein scherhafter Schmuck der Rede. Aber dazwischen erfüllt das Dichterwort auch heute noch immer wieder die Aufgabe, die höhere Richtung und den tieferen Sinn im Menschen zu befestigen. Immer wieder, wo es dem Menschen um ein Letztes geht, greift er zum Dichterwort. Die Antwort auf die Frage nach dem Grund dieser Erscheinung vermag etwas Wichtiges über das Wesen des Wortes zu zeigen. Es handelt sich nicht nur um die Stützung der eignen Meinung durch eine höhere Autorität, denn dann bliebe es unverständlich, warum gerade die Aussprüche der Dichter diese überzeugende, eine Sache ein für allemal abschließende Kraft haben. Die Aussprüche der Denker z. B. haben längst nicht dieselbe bezwingende Gewalt. Und auf der anderen Seite ist so groß der Glaube an die überlegene Einsicht der Dichter doch auch wieder nicht. Oft weiß man ja nicht einmal, von wem das Wort ist, und auch das herrenlose Wort, übt dieselbe bezwingende Macht aus. Das zeigt, daß die Kraft dem Wort gar nicht erst durch die Autorität des Dichters zukommt, der dahintersteht, sondern schon im Worte selber gelegen ist. Das Wort als solches zwingt. Und gerade dies: dem Wort die zwingende Kraft zu geben, ist das Werk des Dichters. So verschlingt sich schon hier die Frage nach der Potenz des Wortes mit der nach dem Wesen des Dichters. Ihre Prägung verleiht dem Wort die Endgültigkeit, die keinen Widerspruch aufkommen läßt, und die zwingende Kraft ist nicht so sehr eine Frage des Inhalts als der Form. [694/695]

In diesen Zusammenhang gehört die alte Frage nach dem Wesen des Gedichtes, die hier allerdings nur gestreift werden kann, sofern sie in der gegenwärtig leitenden Fragestellung weiterführt. Wenn man ausgeht von den Gedichten, die einem wirklichen inneren Eigentum geworden sind, und sich zur Vereinfachung auf ganz einfache Darstellungen des Naturerlebens beschränkt - „Über allen Gipfeln ist Ruh...“, „Frühling läßt sein blaues Band ...“ usw. -, so liegt die Funktion dieser Gedichte ja nicht nur darin, daß ein schon vorhandenes Naturerleben sich darin dichterisch ausgedrückt findet, sondern vielmehr umgekehrt, daß es sich erst in den Gedichten verdichtet und wir so an den Gedichten die Natur kennen lernen. Diese Gedichte bleiben uns lebendig, insofern wir sie mit hinaustragen in die Natur, aus deren an sich fließend unendlicher Fülle uns gerade das zum Erlebnis wird, was schon durch das Wort des Dichters geformt ist. Jedes Gedicht wird so zur Form, durch die wir die Natur sehen. Was ein Gedicht zum Gedicht macht, was aus der Fülle der Literatur nur wenige Gedichte als wirklich geglückt heraushebt, ist kaum zu beschreiben und röhrt doch genau an das hier zur Rede stehende Problem. Es ist die Kraft, die vom geformten Wort ausgeht und die das Leben unter seinen Einfluß zwingt. So kann dann der echte Dichter sagen: „Es gibt keine andere Lust, als tiefen Wortes tiefre Magie, der du gehorsamen mußt“ (*Weinheber*). Die alte Sage von der Zauberkraft des dichterischen Gesanges, die fast schon zur nichtssagenden Redensart abgeblaßt war, kehrt hier aus der ursprünglichen Selbsterfahrung des Dichters wieder. Es ist die „Magie“ des Wortes, die in der Macht der Form über das Formlose liegt und über die der Dichter doch nur verfügt, indem er selbst ihr tief innerlich gehorsam ist.

Vielleicht ist es angebracht, hier einen Augenblick über den sprachlichen Bereich hinauszugehen, um auch in anderen Lebensbereichen dieselbe Macht der Form über das Formlose wiederzufinden. Für das Verhältnis des Chinesen und Japaners zur Landschaft scheint es bezeichnend zu sein, daß es bestimmte, immer wiederkehrende Landschaftsbilder sind, zu

deren Genuss er sich aufmacht und auf die er sich innerlich vorbereitet: Der Mondaufgang am See, der Abendregen am Fluß und dergleichen. Die Natur legt sich so also auseinander in einzelne Bilder, und an der besonderen Stelle empfindet man das schon im Plan vorgezeichnete Erleben. Uns mag das zunächst dürftig erscheinen, wie aus der unendlichen Fülle der überall schönen Natur nur bestimmte konventionelle Motive berausgeschnitten sind. Aber vielleicht erschließt dieser andere Weg einen viel größeren Reichtum, und es steckt eine viel größere Kultur darin, als wir in unserem Zeitalter der Auflösung zu ahnen vermögen. Auch bei uns gab es Ansätze, die etwa in der Goetheschen Zeit noch viel gepflegter waren als heute, die sich etwa in den Aussichtspunkten der Parkanlagen zeigten, von denen sich ein ganz bestimmter, vorbedachter und durch die Anlage des Gebüschen und die Führung des Weges dem sich Nähernden zunächst verdeckter Blick in die Landschaft öffnete. Es gilt allgemein: nur das Vorgeformte vermögen wir zu sehen, und nur der große Künstler hat die Fähigkeit, neue Möglichkeiten des Sehens zu erschließen. Von hier aus ergibt sich auch der Sinn der von Oscar Wilde weit ausgeführten Paradoxie, daß nicht der Künstler die Natur, sondern die Natur den Künstler nachahme. Was wir von der Natur aufnehmen, ist immer schon die menschlich vorgeformte Natur. Wieweit dieser Zwang des Vorbildes geht, erkennt man besonders kraß, wenn man etwa in einem photographischen Geschäft die Auslagen der Liebhaberaufnahmen betrachtet. Nicht nur der allgemeine Stil des Sehens ist typisch vorgezeichnet, sondern es sind sogar bestimmte Gegenstände, die immer wiederkehren, die jeder Reisende neu zu photo- [695/696] graphieren und sich damit sozusagen anzueignen sich bemüßt fühlt. Er findet auch in der Fremde nur das schon vorgezeichnete Bild. Diese Fragestellung wäre noch wesentlich weiter zu verfolgen, aber sie führt dann in den allgemeineren Zusammenhang, weil es hier um die Macht des Geformten überhaupt geht, nicht um die besondere Macht der sprachlichen Form. Aber nur vor diesem Hintergrund erkennt man die volle Bedeutung der Frage nach der Potenz des Wortes.

III.

Den flüchtigen Leser quält oft die Art, wie bei Lipps ein Gedanke abgebrochen wird, gerade wo er dem Ziel am nächsten zu sein scheint, und wie die Betrachtung, scheinbar zusammenhangslos, von einer ganz anderen Seite her wieder aufgenommen wird, um von hier aus wieder neu zum selben Mittelpunkt vorzustoßen. Es möchte ihm manchmal als Mangel an denkerischer Disziplin erscheinen und ist doch gerade der Ausdruck einer höchsten methodischen Zucht, die sich immer wieder neu gegen voreilige systematische Vereinfachungen schützen will. Der aneignende Bericht aber kann nicht anders, als diesen von Lipps selber vorsorglich vermiedenen Weg zu beschreiten und aus den verschiedenartigen Betrachtungen einen einheitlichen Zusammenhang herauszulösen. So findet sich die Frage von den verschiedenen Möglichkeiten, in denen das Wort im weitesten Sinne seine wirklichkeitsgestaltende Macht bewies, schließlich auf die Potenz des Wortes im engeren Sinn zurückgewiesen, d. h. des einzelnen, im Wörterbuch zu verzeichnenden Wortes. In ihm müssen wir diejenige Mächtigkeit in ihrem Ursprung begreifen, die uns in den bisherigen Beispielen in ihren Auswirkungen entgegengetreten war. Noch einmal scheint sich die Betrachtung hier an ein einzelnes Beispiel zu verlieren, nämlich an die Metaphern, denen eine eigne Abhandlung (S. 66 ff.) gewidmet ist, bis dann deutlich wird, daß hier das Wesen der Sprache in seinem innersten Mittelpunkt angegangen wird.

Die Metapher, als abgekürztes Bild, d. h. als gleichnishaft Ersetzung eines Wortes durch ein anderes, bildhaft verstandenes, wird zumeist als eine Form der dichterischen Rede verstanden, als ein prunkvoller, aber im Grunde entbehrlicher Schmuck der Sprache. Aber die tiefere Betrachtung zeigt, daß die Sprache durch und durch von Metaphern durchzogen ist, so daß

Jean Paul sie geradezu als „ein Wörterbuch verblaßter Metaphern“ bezeichnen konnte, ja daß die Sprache in ihrem innersten Wesen von der Metapher bestimmt ist. Man muß im Sinne von Lipps zwischen zwei Grundarten von Worten unterscheiden. Es gibt zunächst Worte, die einfach angeben, wie etwas heißt und die man im weitesten Sinn als Namen bezeichnen könnte. Dahin gehören Worte wie „Hund“ und „grün“. Sie sind, wie *Lipps* es ausdrückt, der Ausdruck von „sachlichen Konzeptionen“ von Begriffen, die man im handgreiflich-praktischen Umgang mit den Dingen erwirbt. Andere Worte aber, als deren Beispiel *Lipps* mit besonderer Vorliebe die verbalen Grundbedeutungen, wie „stehen“ und „liegen“, oder Eigenschaftsworte, wie „ledern“ oder „trocken“, heranzieht, sind in ihrer Bedeutung ungleich schwerer zu erfassen. Es sind diejenigen, in denen sich das im weitesten Sinne metaphorische Wesen der Sprache offenbart. Man unterscheidet die beiden Möglichkeiten sehr deutlich an der alten Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sprechen. Die Worte der ersten Art sind Bezeichnungen für Begriffe, die im praktischen Umgang mit den Dingen grundsätzlich auch ohne Sprache zu gewinnen wären, wenn im einzelnen dann der Einfluß der Sprache auch wieder sehr groß wird (in der Art und Weise, wie aus der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit die Begriffe enger, oder weiter, so und nicht anders herausgeschnitten [696/697] werden, auch in besonderer Gefühlsauslegung, wie sie mit dem Klangcharakter des Wortes untrennbar verbunden ist). Aber anders ist es in jenen anderen Worten, deren Wesen man sich als am einfachsten Beispiel an den verbalen Grundbedeutungen vergegenwärtigt. Was beispielsweise „sprengen“ in seinen verschiedenen Bedeutungsabwandlungen ist, so daß man eine Brücke wie einen Rasen sprengen kann oder auch ein Reiter dahersprengt, das ist in einem vorsprachlichen Denken schlechterdings unfaßbar, denn erst in der Sprache und durch die Sprache wird hier das einigende Band erzeugt, das das Verschiedenartige unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenzunehmen gestattet.

Hier greifen wir den eigentlichen Ursprung der Metaphern. Aber trotzdem muß man sich hüten, in den verschiedenen Bedeutungsabwandlungen schon Metaphern zu sehen. Hier ist vielmehr ein ursprünglicheres Phänomen erfaßt, das dann so etwas wie Metaphern allererst ermöglicht. Es gibt hier nämlich gar keine Grundbedeutung in dem Sinn, daß das Wort in dem einen Fall wörtlich und im anderen Fall dann gleichnishaft übertragen gebraucht wird. Es gibt hier gar keinen Unterschied von früher und später, von ursprünglich und abgeleitet, sondern im Wort wird etwas erfaßt, was einheitlich noch vor seinen verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten liegt und doch unabhängig von ihnen ganz ungreifbar bleibt. „Was z. B. 'spielen' an sich und eigentlich bedeutet, kann nicht faktisch isoliert werden; nur im Durchlaufen seiner Abwandlungen zeigt es sich als eine Richtung an, die hierbei gerade festgehalten wird“ (S. 68). Schon nach der Bedeutung eines solchen Wortes zu suchen, die man unabhängig von diesem Wort angeben könnte, wäre verkehrt, denn eben daß sie erst im Durchlaufen seiner verschiedenen Abwandlungen erfaßt, aber nicht unabhängig von ihnen ausgesprochen werden kann, ist das eigentliche Phänomen und ist zugleich der Ausdruck dessen, daß hinter die Sprache nicht zurückgegangen werden kann. In diesen Fällen erfährt man mit besonderer Eindringlichkeit die „Unbestimmtheit“ der Wortbedeutung. Solange man die Worte für Zeichen für eine zu bezeichnende, schon vor dem Zeichen und unabhängig von ihm bestehende Sache nahm, mußte diese Unbestimmtheit als ein Mangel erscheinen. Es kommt aber darauf an, die Umwendung des Blickes zu vollziehen, durch die man den scheinbaren Mangel *als* unabdingbaren Wesensausdruck, als Kennzeichen der eigentümlichen Vollkommenheit der Sprache begreift, durch das sie allererst zu ihren eigentümlichen Leistungen befähigt ist.

Auch das einzelne Wort muß „erfüllt“ werden, und wesensmäßig nicht anders, als ein Versprechen „erfüllt“ wird, nämlich indem das in ihm Vorgezeichnete, nachfolgend realisiert wird. „Es bringt einen auf etwas, aber es gibt es einem nicht“ (S. 109). Daß das Wort „trifft“,

ist etwas anderes, als daß es etwas bedeutet. Das Bedeuten würde auf einen festen vorgegebenen und sachlich abgrenzbaren Bedeutungsgehalt hinweisen, der dem Menschen durch das Wort übermittelt wird. Durch das Treffen aber wird eine geistige Bewegung in Gang gebracht. Indem das Wort „trifft“, schafft es erst seinen Gegenstand und fixiert ihn als den, als der er gemeint ist. Er zwingt ihn durch eine bestimmte Auslegung, sich von einer bestimmten Seite her zu zeigen, und unterstellt ihn dadurch einer durch die Sprache vollzogenen Entscheidung. Schon der bloße Name „nennt“ seinen Gegenstand, und dieses „Nennen“ macht einen wesentlichen Zug dieses Verhältnisses deutlich. Hier berührt sich Lipps mit den grundlegenden sprachphilosophischen Erörterungen Heideggers im Zusammenhang seiner Hölderlin-Auslegung: „Dieses Nennen besteht nicht darin, daß ein vorher schon Bekanntes nur mit einem Namen versehen wird, sondern indem der Dichter das wesent-[697/698] liche Wort spricht, wird durch diese Nennung das Seiende erst zu dem ernannt, was es ist³.“ Das Nennen bezeichnet allgemein den namengebenden Vorgang, und hiermit berührt sich dann Lipps Feststellung: „Allgemein bedeutet dieses ‚nennen‘ ein Hörmachen, bzw. bedeutet es die Aktivierung dieses Hörigkeitsverhältnisses (im Unterschied zur Bezeichnung, die sich lediglich auf etwas bezieht, es aber nicht eigentlich trifft und erreicht wie der Name) (S. 117). So wird schon durch den Namen das in ihm Benannte in einer bestimmten Weise festgelegt und für den Menschen verfügbar gemacht, und wir sehen hier in ihrer einfachsten Form die wesenseigentümliche Potenz des Wortes. Noch stärker kommt diese Festlegung auf eine bestimmte Auslegung neben ebenso möglichen anderen dann in der zweiten Gruppe der eigentlich bedeutungshaften Wörter zum Ausdruck, deren wesensmäßig metaphorischen Zug Lipps immer wieder an den verbalen Grundbedeutungen veranschaulicht hat. Sie zwingen den Menschen zu einer bestimmten Art, die Dinge zu nehmen. In diesem Zusammenhang bestimmt sich dann, was die „Erfüllung“ eines Wortes bedeutet: die im Worte vorgezeichnete Auslegung muß nachvollzogen werden, um aus dem Ganzen dieses Verständnishorizonts dann erst diejenige Bestimmtheit zu finden, die von einer abgezogenen Wortbedeutung aus gerade nicht zu finden war.

Die vom starren Denken oftmals bemängelte „Unbestimmtheit“ des Wortes ist darum keineswegs ein Mangel, den man durch ein strengeres definitorisches Verfahren beheben könnte (so wie es beispielsweise von der Logistik vorgeschlagen wird). Man würde damit umgekehrt die lebendige, den Menschen in ihren Bann zwingende Kraft der Sprache zerstören, die darauf beruht, daß erst in einem bestimmten, situationsgebundenen Ausspruch die im Wort enthaltene Richtung ihre feste Bestimmtheit gewinnt. Nur in diesem Sinn zeigt sich das Sprechen als das, was es im tiefsten ist: als ein ausformendes Gestalten einer zuvor noch ungestalteten Möglichkeit. Darum offenbart sich das, was zuletzt isolierend nur vom einzelnen Wort gesagt wurde, erst dann richtig, wenn es in die Situation des wirklichen Sprechens zurückgenommen wird. Man sucht hier nach dem rechten Wort für etwas. Das bedeutet aber nicht einfach, daß man unter einem Vorrat möglicher Vokabeln eine aussucht, um etwas schon vorher Bestimmtes damit zu benennen, sondern es heißt, daß man die rechte Auslegung sucht, durch die das Betreffende erst richtig gedeutet wird. In der Suche nach dem rechten Wort geschieht unmittelbar die Auseinandersetzung mit der Sache selbst. „Man sucht im Wort eine prägnante Fassung für das, was – unausgesprochen – undeutig bliebe. Allererst im Wort wird hier etwas fixiert“ (S. 66 f.). Durch das Wort wird hervorgehoben, zurechtgerückt, festgelegt, was vorher noch schwankend war, aber es liegt zugleich in der zwingenden Kraft des Wortes, daß die hierin vollzogene Entscheidung auch endgültig ist und der Mensch nicht wieder in den unbestimmten Zustand zurück kann, wo er noch zwischen mehreren Möglichkeiten die Wahl hatte. Er ist gebunden durch das, was er einmal gesagt, ja

³ M. Heidegger, Hölderlin und das Wesen der Dichtung, Halle a. d. S. 1936, neu aufgenommen in: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtungen, Frankfurt a. M. 1944.

schon durch das, was er einmal gehört hat. So ist das Wort „verdichtend ersteigerte Zusitzung“, „Ausdruck als Entscheidung“ (S. 110). In diesem Zusammenhang ergibt sich der Titel der einen Abhandlung, der zugleich dem ganzen Buch als Titel vorausgeschickt ist: „Die Verbindlichkeit der Sprache“.

Wenn man versucht, über alle einzelnen Ergebnisse hinaus den Ertrag dieser sprachphilosophischen Erörterungen herauszuheben, so liegt er in der überzeugenden Herausarbeitung dessen, was Lipps „die Kernnähe der Sprache zur [698/699] Natur des Menschen“ (117) nennt. Die Sprache betrifft den Menschen wirklich in seinem innersten Wesen. Hiermit wird eine innige Beziehung zwischen Philosophie und Sprachwissenschaft gestiftet, wie sie in der Geschichte der Philosophie bisher nicht bestanden hat. Bisher erschien die Sprachphilosophie als eine verhältnismäßig abseits gelegene Einzeldisziplin, und in den weitaus meisten philosophischen Systemen fielen die Entscheidungen ohne Zusammenhang mit der Sprache. Jetzt aber wird die Sprache in den innersten Mittelpunkt der Philosophie hineingestellt.

Otto Friedrich Bollnow